

Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posenener Zeitung.

Nr. 46.

Posen, den 13. November.

1881.

Ein Heirathsgesuch.

Erzählung von M. Georgie.

(Schluß.)

Zwei Jahre waren seit der Trennung der Familien vergangen, da schickte der Forstmeister ein Sendschreiben an die Anderen, kurz und bündig, wie sein Wesen. Es lautete:

Lieben Freunde!

Ein schweres Kranksein hat mich, wie Ihr wißt, diesen Winter monatelang geplagt. Zur Stärkung reicht mein Wald nicht aus, mein Doktor will, ich soll Seeluft athmen, Seewasser schlucken. Zwar nehme ich Frau und Tochter mit, doch fürchten wir, das Vergnügen wird zu wässerig ohne Euch. Ohnehin leidet mein Weibervoll an Sehnsucht, und mir wird die Freude, Euch wiederzusehen, auch nicht schaden.

Zum 15. Juli habe ich mir Urlaub erbeten und gehe nach P., wenn Ihr recht vernünftige Leute seid, so kommt Ihr ebenfalls hin.

Und sie kamen! Der Bürgermeister ließ seine Stadt zusehen, wie sie ohne ihr Oberhaupt fertig wurde, und fuhr mit seiner Frau davon; der Rath Jakobi nahm Abschied von seinen Aiken und eskortirte die Seinige nach P.; Marie und ihr Gatte ließen sich weder von Melkerei, Schäferei oder Ernte zu Hause halten — und die Freude, wenn auch nicht in Jerusalem, so doch in P., war groß.

Das Zusammenleben der Freunde begann in alter Innigkeit, als wären sie nie getrennt gewesen. Schönes Wetter, Spaziergänge, Wasserfahrten, Mondscheinabende an und auf dem Meere, die Konzerte vor dem Konversationshause, das neue Leben in dem Weltbade, wo alle Nationen vertreten waren; dazu das Freisein der Männer von ihrem Berufe und dessen Verdrießlichkeiten, der Damen von den häuslichen Geschäften, den täglichen Sorgen — Alles trug dazu bei, ihre Freude zu erhöhen, ihre innersten Eigenthümlichkeiten an das Licht zu bringen und dem täglichen Verkehr einen wahrhaft poetischen Anstrich zu verleihen.

Besonders Helenen's Humor sprudelte hoch auf, sie ging umher, wie vom Glück getragen, und ihre Fröhlichkeit riß die Andern mit sich fort, den ernsten Bürgermeister, den trockenen Rath und selbst den zuweilen bärbeißigen Vater.

Eines Abends, die Herren waren von ihrer Segelfahrt noch nicht zurückgekehrt, saßen unsere fünf Damen, in fröhlicher Unterhaltung begriffen, an einem Tische vor dem neuen Konversationshause.

„Sagen Sie, beste Freundin“, begann die lebhafteste Bürgermeisterin, „sind Sie wirklich nicht bloß um unsern Willen hier nach P. gekommen? Ich kann mir gar nicht denken, daß Sie, kerngesunde, kräftige Frau irgend eine Kur nöthig hätten.“

„Ja, sehen Sie“, erwiderte lächelnd Tante Jakobi, „der Schein trügt. Aerztlicher Befehl schickte mich dennoch her. Man hat doch die Zwanzig schon eine ganze Weile hinter sich, und an einer alten Maschine wird hier und da eine Reparatur nöthig. Ich fing an, zu meines Mannes großem Entsetzen Nerven zu bekommen, und da sollen mich sechs Wochen hier in der Seeluft wieder auf Deck zu bringen suchen.“

„Se nun, Tante!“ rief Helene, „Dein Humor scheint aber, Gott sei Dank, nicht mitgelitten zu haben, der ist noch derselbe, nicht wahr?“

„Wie Deine Fröhlichkeit, mein Kind“, antwortete die Tante, „und das freut mich sehr. Zeigt sie doch, daß Dein Herz noch leicht und kein Liebeskummer Dir genäht ist.“

„Nein, wahrhaftig nicht, Tante!“ replizierte Helene. „Nein, den Gefallen thue ich keinem Manne, daß ich mich um ihn grämen sollte, ich lachte höchstens ihn und mich selber aus. Hast Du mein damaliges Motto vergessen?“

Sei frei, in jedem Augenblick
Dein Bündelein zu schnüren,
Und dreh' nicht selber Dir den Strick,
Daran man Dich kann führen.“

„Ist das eine Lebensphilosophie!“ neckte die Tante. „Brauchst den Strick nicht erst zu drehen, bist selbst Einer, und wen Du anführen willst, der mag sich hüten.“

„Spotte nur“, fiel Marie ein, „spotte nur, Helene! Auch Dein Stündlein wird schlagen, auch Du, wildes Kind, wirst Dich selig gefangen geben, wenn nur der Rechte kommt.“

„Ja, wenn er kommt“, erwiderte Helene, und blickte, wie träumend, über das Meer hinaus, das in der untergehenden Sonne funkelte. Wie war es so schön! Schiffe zogen in der Ferne hin und her, der Bremer Dampfer fuhr brausend vorüber, die Musik spielte fröhliche Weisen; gepuzte Menschen gingen auf und nieder, und manch bewundernder Blick streifte Marien's klassische Büge, weilte auf Helenen's strahlendem rosigen Gesicht.

Es ist ein eigen Ding um solchen glühenden Sommerabend am Meer. Leise rauscht und spült das bewegte Wasser an das Ufer; wie träumend ziehen droben die Wolken und drunten die rosigen Segel dahin, zum feurigen Spiegel wird die Meeresfläche, und die Sonne, die am Horizonte sich senkt, um über Amerika aufzugehen, wirft lange Strahlen darüber hin, als baute sie eine goldene Brücke von einem Welttheile zu dem anderen. Zauberhaft fühlt das Auge sich gefesselt; man wird unwillkürlich still; in träumerischer Trunkenheit versenkt sich das Herz in liebliche Erinnerungen oder flattert empor zu jubelnder Hoffnung, und wer nun gar Musik in der Seele hat, dem wird die Welt durch eine Melodie verkörpert, welche begeisternd in ihm erklingt. So erging es Helenen — es war, als spräche die Luft, das Meer, die Sonne — als rief die ganze Welt ihr zu:

Es redet trunken die Ferne
Von künftigem, großen Glück.“

„Kinder!“ unterbrach die Forstmeisterin die Stille, in welcher sie Alle in das Meer hinausgeschaut hatten, „wißt Ihr, es war doch schön in P., als wir dort noch Alle beisammen waren, und ich denke mit vielem Vergnügen an das alte Nest zurück.“

„Freilich“, bekräftigte Marie, „wir haben doch dort manche fröhliche Stunde zusammen verlebt“, und sich an Helene wendend, fuhr sie fort: „Denkst Du noch an den Spaß mit dem Heirathsgesuch?“

„Natürlich!“ erwiderte Helene, „das war ja eine zu prächtige Geschichte.“

Und in der Erinnerung an jene Abende begann das Lachen von Neuem.

„Wie ist es denn, Helene“, fragte Tante Jakobi, „noch immer dieselben Raupen im Köpfchen? Wie mußte er doch sein?“

„O, neckte nun Marie, „groß und schlank wie eine Tanne, Augen wie Kohlen, Haar und Bart schwarz wie die Nacht, zuverlässig Forstmann oder Jurist, ein Ausbund von Poesie, und alle Eigenschaften besitzend, die Götter und Heroen schmücken! Den Brief trägst Du ja immer mit Dir herum.“

„Habe ihn auch richtig wieder mitgebracht“, jubelte Helene, im vollen Fahrwasser ihrer guten Laune alle Träumereien vergessend, „da ist das Dokument jener Zeit zur gefälligen Ansicht, mein Talisman, der mich vor Thorheiten bewahrt hat, und so ungern meine Eltern, besonders mein liebes Mütterlein da, mich im ledigen Stande verharren sehen, hiermit thue ich das feierliche Gelübde, ehe ich nicht den Schreiber dieses kostbaren Briefes kennen gelernt habe, eher quittire ich nicht meinen Mädchenstand.“

„Und dann, Helene?“ fragte die Bürgermeisterin.

„Dann? Dann werde ich mich noch zwanzig Mal besinnen, trogte Helene, „ehe ich mich dazu hergebe, die Sklavin eines Mannes zu sein.“

Sie hatte mit etwas erhöhter Stimme gesprochen und dabei übersehen, daß ein Herr sich dem Tische, an welchem die Damen saßen, genähert hatte. Es war eine kräftige, untersekte Gestalt, der Kopf, mit kurzgeschorenem Haar und Vollbart, zeigte nichts weniger als klassische Schönheit, aber eine hohe Denkerstirn und drunter blickende Augen voll Geist und Leben gaben Einem das Gefühl, daß man einen außergewöhnlichen Menschen vor sich habe, während ein joviales Lächeln um den etwas breiten Mund zeigte, daß sein Eigener Scherz liebe und verstehe. Während seine Augen über die Damen schweiften und auf Helenen's erregten Zügen ruhen blieben, sprach er mit wohlklingender Stimme: „Sklavin? Ei, Fräulein Helene, seit wann leben wir denn im Rubierlande? Wir sind ja im lieben Deutschland; auch ist dies nicht der Wallfisch zu Asalon, sondern das elegante Konversationshaus zu N. Wer würde sich erlauben, Sie als Sklavin sich zu denken, doch höchstens als Gebieterin.“

Wie mit Blut übergossen blieb Helene in grenzenloser Verwirrung, starr vor Erstaunen sitzen, während ihre Mutter mit freudigem Ausrufe aufsprang, dem Ankommenden beide Hände mit einem „Willkommen, sehr willkommen“ entgegenstreckte und ihn dann den anderen Damen als „Doktor Werner, unser lieber Freund und Hausarzt“ vorstellte.

„Nun, Fräulein Helene“, sagte der Arzt, als er nach der Begrüßung sich neben ihr an dem Tische niedergelassen hatte, „Sie sind ja vollständig stumm geworden. Wenn das Seebad diese Wirkung auf Sie ausüben sollte, würde es mir sehr leid thun. Im Krankenzimmer Ihres Herrn Vaters ging's Schlag auf Schlag, Rede und Gegenrede, immer parirt oder angegriffen, und heute bekomme ich kein Wort? Bin ich Ihnen denn so zur Unzeit gekommen, daß Sie nicht einmal ein „Willkommen“ für mich haben?“

Bei dieser Anrede erröthete Helene auf das Neue; sie rang nach Fassung, um sich nicht merken zu lassen, wie sehr sein Kommen sie erfreute — mit einer gewissen Kraftanstrengung schlug sie die Augen zu ihm empor, um sie gleich wieder zu senken, als sie seinem freudigen Blick begegnete. Doch mußte er mit dem, was er gesehen hatte, zufrieden sein, denn ein herzwinnendes Lächeln spielte um seinen Mund, als er fortfuhr:

„Sie waren im Begriff, etwas vorzulesen, wie mir schien,

ich bitte die Damen, sich nicht durch mich stören zu lassen, oder sind es Heimlichkeiten, die unser Einer nicht wissen darf?“

„Heimlichkeiten wohl“, erwiderte Tante Jakob, „wenn auch sehr harmlose, doch sehe ich nicht ein, warum Sie, Herr Doktor, der Sie mit unseren lieben Dorfmeistern so viel hange und trübe Stunden getheilt haben, nicht auch einmal eine lustige Stunde theilen sollten. Und lustig sind wir eben sehr in der Erinnerung an einen Scherz, den wir Bünse einst in holder Eintracht ausgeführt haben. Wir sind überzeugt, daß sie nichts ausplaudern werden.“

Mit diesen Worten nahm sie den Brief, den Helene in vollständiger Selbstvergessenheit hatte auf dem Tische liegen lassen und reichte ihn dem Doktor hinüber, indem sie hinzufügte: „Da lesen Sie selbst.“

Der Arzt nahm den Brief, entfaltete ihn und rief überrascht: „Das ist ja meine Handschrift, wie kommt die hierher?“

Und als die Damen in sprachlosem Erstaunen sich und ihn anblickten, sprach er weiter, indem sein Auge die Blätter überflog: „Das war eine wunderbar lustige Zeit, als der geschrieben ward! Wir waren unserer Drei, die eben promovirt hatten; vom Doktor schmaus kommend, fiel uns eine Zeitung mit einem Heirathsgebot in die Hände. Der Eine von uns, glücklicher Bräutigam, meinte, weil gleich zwei Männer gesucht würden, so sollten wir Beide uns melden! Ein Wort gab das andere, ein Witz jagte den andern — welche tolle Laune, welche lustige Nacht — und das Resultat war dieser Brief, den ich, zwischen Scherz und Ernst getheilt, schrieb. Mir schlug das Herz, als unter meiner angegebenen Chiffre sehr bald eine Antwort einlief, die zwar schallhaft gesagt, mir den Beweis lieferte, daß das Ganze eine Mystifikation war. Ich hatte es längst vergessen und werde nun hier daran erinnern! Wie in aller Welt kommt mein Brief hierher?“

Bei diesen Worten sah er von dem Papier auf und gewahrte befremdet die Verlegenheit der Damen, bis sein Auge auf Helene fiel, die in der schüchternsten, mädchenhaftesten Verwirrung vor ihm saß. Das wilde Zäckerkind war urplötzlich sehr zahm geworden, der trotzige Rodenkopf völlig rathlos.

Ein helles Aufleuchten des Verständnisses ward in seinen Augen sichtbar, ein sonniger Freudenglanz flog über seine Züge, und mit felsam vibrierender Stimme sprach er: „Mit Dir am Arme fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken“, indem er seine Hand Helenen hinreichte.

Und Helene? Ihr Herz schlug hörbar, sie wagte kaum aufzublicken, und als sie schüchtern ihre Augen zu den seinen erhob, was mochte sie darin lesen?

Die Anderen sahen nur in halber Betäubung ein schallhaftes Lächeln auf ihren rothigen Lippen, einen Schelmenblick der braunen Augen, die doch gleich nachher wie von verhaltenen Thränen schimmerten — dann legte sie leise ihre Hand in die seine und flüsterte halblaut: „Die Menschen sind so selten, was sie schelten“, und abermals erklang in ihrer Seele das Schumann'sche Lied: „Es rebet trunken die Berne wie von künftigen, großen Glück“, — Er aber hielt sein Glück fest.

Reise von Tripolis nach der Oase Kufra.

Ausgeführt im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland von Gerhard Rohlfs.

Das vortreffliche (bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene) Reisewerk beschreibt eine interessante Reise, welche im Auftrag dieser afrikanischen Gesellschaft von Rohlfs gemacht wurde. Dieselbe ist freilich nicht nach ihrem Programm durchgeführt worden, der Fanatismus des Islam, der stärkste von den Niegeln, welche den schwarzen Erdtheil für die geographische Wissenschaft und europäische Bildung unzugänglich machen und verschlossen erhalten, hat, man kann sagen, das Scheitern der so herrlich angelegten und so sorgfältig ausgerüsteten Expedition herbeigeführt. Und doch war es kein völliges Fiasko, sondern, wenn auch lange nicht all das erreicht wurde, was dem Reisenden wie seinen Auftraggebern als Ideal vorstrebte, so hat darum doch Rohlfs, der als beraubt und ausgeplündert umkehren mußte, reiche wissenschaftliche Ausbeute heimgebracht, welche er nun hier Allen, die sich für derartige wissenschaftliche Eroberungszüge interessieren, in überaus anziehender und auf's Schönste belehrender Weise darbietet. Die

eigentliche Aufgabe, welche dem Reisenden von der afrikanischen Gesellschaft gestellt worden, war „die Erforschung des nördlichen Theiles des Beckens des Congo und der angrenzenden Gebiete, insbesondere der Wasserscheide des Schari und Ogowe, sowie beider Flüsse gegen den Congo hin“. Die Expedition sollte von Tripolis abgehen und über Kufra südlich vorzudringen versuchen. Gegen wir dieses Reiseziel an und vergleichen wir damit den Ausgangspunkt und die Route der Reise, so begreifen wir zunächst schlechterdings nicht, warum Rohlfs denn nicht zu solchem Zweck lieber einen viel näher gelegenen afrikanischen Ausgangspunkt gewählt haben sollte, etwa an oder in der Nähe von der Mündung des Congo oder Ogowe! Wir werden aber schwerlich umhin können, die Entscheidung der afrikanischen Gesellschaft (für den nördlichen Ausgangspunkt Tripolis) gut zu heißen, wenn wir die Erklärung und Begründung gewürdigt haben, welche Rohlfs uns giebt. Gegen diese Wahl des Eindringens von Norden her

spricht natürlich vor Allem die ungeheure Entfernung dieses Ausgangspunktes von dem eigentlichen Forschungsgebiet! Ein gutes Theil der Zeit mußte ja allein auf das Zurücklegen der Vorstadien der Reise verwendet werden. Dazu kommt der Fanatismus und die sich fürchtbar streng abschließende, von Haß gegen alle Ungläubigen erfüllte Engherzigkeit der mohamedanischen Stämme, durch deren Gebiet der Weg von Norden her führte. Dieses Moment ist allerdings ein überaus gewichtiges. Alle Nationen, welche sich an der geographischen Erforschung von Afrika theiligen, haben auch schon ihre Märtyrer aufzuweisen. Etwa bis zum 5. Grad nördl. Breite erstreckt sich das Gebiet, dessen Bewohner von fanatischem Haß gegen Andersgläubige erfüllt sind. Von den polytheistischen Negeren hat aus religiösen Gründen noch nie ein Reisender Schwierigkeiten erfahren, geschweige denn, daß er deshalb ermordet worden wäre. Allein es sprechen andererseits für den nördlichen Ausgangspunkt einer derartigen Reise sehr gewichtige Gründe. Vor Allem die Nähe Europas. Allerdings ist Europa dem Verkehr mit Tripolis wieder viel ferner gerückt, seit die Türken die frühere (z. B. 1868 noch bestehende) unterseeische Telegraphenverbindung zwischen Tripolis und dem europäischen Festland haben — verfallen lassen, ohne in türkischem Fanatismus daran zu denken, mit geringer Arbeit und kleinen Kosten das zerrissene Kabel aufzusuchen und auszubessern. Aber immerhin ist es möglich, von der Nordküste Afrikas aus in kürzerer Zeit in Verbindung mit Europa und speziell Deutschland zu treten, im Fall der Noth Nachricht zu geben und Hilfe zugesandt zu erhalten, als wenn man sich von der Ogowemündung etwa in das Innere von Nordafrika hineinbegeben hätte. Die Hauptsache aber ist, daß die für solche Reisen notwendigen Beförderungsmittel im Norden ungleich leichter zu beschaffen sind, als von einem südlichen oder südwestlichen Ausgangspunkt aus. Zwischen dem 10. Grad nördl. Br. und dem 20. Grad südl. Br. ist in Afrika das eigentlich einzige, jedenfalls hauptsächlichste Beförderungsmittel der Mensch selbst. Aber menschliche Lastträger, die mit ihren kostbaren und so verlockenden Lasten durchgehen, wenn es ihnen einfällt, sind viel schwerer zu regieren, als das gehorsamere, leutsamere und obendrein viel ausdauerndere Lastthier, das man nirgends so gut für eine Reise gewinnt, als in Nordafrika, nämlich das Kameel, das Schiff der Wüste. In neuerer Zeit wurde allerdings von kompetenter Seite der Versuch, Elephanten als Träger für wissenschaftliche Expeditionen in Afrika zu verwenden, empfohlen und auch praktisch gemacht, aber bis jetzt haben sich die Erfahrungen in dieser Hinsicht noch nicht gerade günstig gestaltet. Den Ochsen aber, die in Südafrika das wichtigste Transportmittel bilden, sind in Mittelafraka die berüchtigten Tsetsefliegen so überaus gefährlich. Außerdem ist ein höchst gewichtiger Punkt der, daß bei einer Reise von Norden her der europäische Reisende sich so ganz allmählich an die Gefahren des afrikanischen Klimas gewöhnt, gegen die Tageshitze und die Nachtkälte sich abhärtet, daß er durch die Luft der trockenen, gesunden, für Schwindsüchtige und Nierenkranke als Kurort empfehlbaren Sahara geföhlt wird für die Unbilden, welche Mittelafraka ihm anzuthun gedenkt. Endlich ist die Möglichkeit, von der türkischen Regierung und durch türkische Beamte — vielleicht unter dem wohlangebrachten sanften Druck der deutschen Regierung — kräftige Empfehlungsbriefe zu erhalten, welche bis ziemlich weit gegen Süden den Reisenden vor dem Fanatismus der Bevölkerung allein zu schützen vermögen, von wesentlicher Bedeutung. Aus allen diesen Gründen und nach besser, sorgfältigster Ausrüstung entschloß sich Kohns, von Tripolis aus den Versuch zu machen, in das von der Wissenschaft schon oft belagerte Afrika mit seinen Geheimnissen eine neue Bresche zu legen. Bis Tripolis begleitete ihn seine Gattin, die mit größtem Interesse das Schicksal der Expedition verfolgt und so lange und so weit es nur möglich war, mit dem kühnen Reisenden in brieflicher Verbindung blieb. An nichts fehlte es; an Dr. Stecker hatte Kohns einen ebenso wissenschaftlich tüchtigen wie persönlich angenehmen Gehilfen und Reisegefährten; mit türkischen Geleitbriefen, die das Herz des Moslem beugen und vor dem Fanatismus des Isam schützen sollten, war er versehen, die kaiserlichen Geschenke, ein prachtvoller grüner Seidener, goldverzierter Sonnenschirm, zwei Mausergewehre in prächtigen Rußbaumkästen, tunesische Burnusse, Uhren, Waffen, Harmonium u. dgl., die Kohns ursprünglich für den Sultan von Wadai mitnehmen sollte, zum Dank für die Dr. Nachtigal bewiesene Gastsfreundschaft, die er aber auch nach Belieben einem anderen Negerfürsten geben durfte, waren zwar noch nicht angekommen, aber holten doch, Kohns nachgeschickt, endlich ihren eigentlichen Ueberbringer wenigstens in

Audjila ein, aber noch ehe dieses Mißgeschick überwunden war, machten sich die Schwierigkeiten der Reise, welche im mohamedanischen Fanatismus liegen, sehr drastisch bemerkbar. Wir gehen nicht des Genaueren auf die einzelnen Abschnitte der Reise ein. Von Tripolis südöstlich in die Dase Sokna, dann östlich nach Audjila und Djalö, von hier, um eingetretene Schwierigkeiten mit Hilfe neuer türkischer Empfehlungsbriefe zu überwinden, nördlich nach Bengasi (am Mittelmeer) und wieder zurück nach Djalö, dann südlich in fürchterlichem, lebensgefährlichen Wüstenmarsch (4½ Tage lang, täglich ca. 95 Kilometer durch nackte, öde, absolut gleichmäßige Sand- und Kieselsteinwüste!) in die nördlichste Dase der Dasengruppe, welche zusammen den Namen Kufra trägt. Der Weg von Sokna bis Audjila und Kufra war ein solcher, der vor Kohns noch nie von europäischen Reisenden begangen worden war, in diesem Stück rein jungfräulicher Boden. So hatte denn auch der Reisende die ganze Ursprünglichkeit des mohamedanischen Fanatismus gegen sich. Wie der erfahrene Reisende in solchen Fällen sich zu helfen suchte und zu helfen wußte, mag folgendes Beispiel charakterisiren: In der Nähe von Djalö ließ Kohns bei einem kleinen Palmenwäldchen sein Lager aufschlagen. Sofort stürzte ein alter Greis wuthschnaubend auf die Fremdlinge los, in höchster Aufregung brüllend: „Das ist mein Grund und Boden, verfluchter Hund und Christensohn! ich dulde keinen Ungläubigen zwischen meinen Palmen!“ Auf die Befänftigungsversuche der Diener Kohns hieß es u. A.: „Das verfluchte Christenschwein werde ich bespudden!“ Nun ging Kohns selbst, einen Maria-Theresia-Thaler (die in ganz Nordafrika gangbare österreichische Silbermünze) in der Hand, auf den Alten zu und sagte: „Nimm, o Herzensfreund, diesen Thaler als Abschlagsgeld für die Miete Deines Gartens; wir Christen zahlen für Alles und ich möchte nicht umsonst hier lagern; gönne mir also den Schatten und den Schutz Deiner Palmen!“ Der Thaler und die freundliche Anrede wirkte wie Chinin beim Fieber. Die Antwort war nun: „O gnädigster Herr, verzeihe meine harten und unziemenden Worte, sieh, ich bin Dein Sklave, und Alles, was ich habe, stelle ich Dir zur Verfügung, möge die Zeit schnell eilen, damit die Datteln rasch reif werden! Sei tausendmal willkommen, und Dein Verweilen auf meinem Grunde, der nun Dein eigen ist, bringe mir tausendfachen Segen! Willkommen! Willkommen!“ Nicht überall hatte Kohns in dieser Weise Erfolg. In Kufra selbst war der Fanatismus zu groß und zugleich das Gelüste nach Kohns' Schätzen zu stark für die frommen Muhamedaner. Nach kurzer Zeit sah der Reisende, daß er Gefangener sei und daß sein Leben in Gefahr stehe. Im September 1879 wurde sein Lager überfallen und rein ausgeplündert, alles vorhandene Geld genommen, die Bücher und wissenschaftlichen Aufnahmen der Expedition zerrissen und zerstreut, die Instrumente zerstampft, die kaiserlichen Geschenke geraubt, Kohns selbst und Dr. Stecker waren, von einem weniger feindseligen Häuptling rechtzeitig gewarnt, wenige Stunden vor dem Ueberfall auf eine benachbarte Dase geflohen und hatten so wenigstens das Leben gerettet. Nach und nach schlug allerdings die Stimmung etwas um, besonders, als kurz nach dieser schandbaren Räuberei ein sehr einflußreicher Empfehlungsbrief für Kohns in Kufra eintraf, der den Räubern doch größeren Respekt vor Kohns und ziemlich die Furcht vor Bestrafung einflößte, aber — das Unglück war einmal geschehen, und wenn auch dies und jenes von dem Geraubten nach und nach zurückgegeben wurde, so waren doch die Mittel zur Weiterreise nach dem Süden nicht mehr vorhanden, die für wissenschaftliche Beobachtungen nothwendigen Instrumente waren größtentheils zerstört und Kohns mußte den Plan, seine Expedition nach Süden fortzusetzen, mit schwerem Herzen fallen lassen. Mußte er ja doch froh sein, aus dieser furchtbaren Räuberhöhle Kufra endlich glücklich wieder fortzukommen und über Audjila nach Bengasi zu gelangen. (25. Oktober 1879.) Bewundernswerth aber ist, welche Menge von wissenschaftlichen Beobachtungen, wie sie nun in den Beilagen über Meteorologie, Zoologie, Botanik, Geographie und Höhenmessung der durchwanderten Gebiete gegeben sind, von Kohns und seinem Begleiter gemacht werden konnten. So hat die Wissenschaft denn doch, trotzdem das ideale Ziel weit nicht erreicht wurde, ihre reiche Ausbeute gefunden, und was diesmal mißlungen ist, kann ein andermal vielleicht besser gelingen. Wie gut es aber ist, daß wir ein starkes deutsches Reich haben, sehen wir auch hier wieder. Kohns wandte sich, um Genugthuung für den Plünderungstag in Kufra zu erlangen, nach seiner Heimkehr in Berlin an die Regierung, er hatte die Ehre, beim Fürsten Bismarck in einer Audienz über seine Erlebnisse und

Schicksale Vortrag zu halten, und in Folge davon trieb die deutsche Regierung energisch den vollen Schadenersatz ein, der denn auch, in der Höhe von 16,000 Mark, von der türkischen Regierung an die „Afrikanische Gesellschaft“ ausbezahlt wurde!

Wir haben nur Weniges aus dem reichen Inhalt des

schönen Werkes herausgreifen können, um einzuladen zum eingehenderen Studium desselben. Möchte die verdiente Theilnahme den muthigen Reisenden und den von ihnen verfolgten wichtigen Problemen allseits reichlich entgegengebracht werden!

(Schm. M.)

* **Das Sargasso-Meer und seine Bewohner.** Unter dem Namen Sargasso-Meer wird in der Regel die ungeheure, mit Seetang (sargassum) bedeckte Fläche des Atlantischen Ozeans verstanden, die sich südwestlich von den Azoren bis zu den Bahama-Inseln erstreckt und im Norden von dem 36. im Süden von dem 19.° n. B. begrenzt wird. Es giebt zwar noch einige andere, mit Seetang überzogene Meeresflächen von gewaltiger Ausdehnung, welche den obigen Namen mit dem gleichen Rechte in Anspruch nehmen könnten, wie z. B. ein Theil des Stillen Ozeans, 500 Meilen südöstlich von Neu-Seeland, und eine im Norden der Sandwichs-Inseln sich erstreckende, auf dem Schiffsfahrtskurse von San Francisco nach Yokohama gelegene Meeresfläche. Diese beiden Seegrassbänke, wenn wir dieselben so nennen dürfen, sind aber weniger bekannt und erforscht, als das Sargasso-Meer, die gewaltige Tangwiese des Atlantischen Ozeans, deren Umfang auf 260,000 Quadratmeilen geschätzt wird. Die Entstehung des Sargasso-Meeres ist auf die Wirkung der großen Meeresströmungen des Atlantischen Ozeans, vornehmlich des Golfstromes, zurückzuführen. Durch den gewaltigen Rückprall der in Bewegung gebrachten Wassermassen werden die von den Strömungen erfassten Algen und Tange auf einen ruhigen, von den Strömungen unberührten Theil der Meeresoberfläche zusammengeschoben, wo sie sich in unabsehbarer Menge ablagern. *Fucus* und *Sargassum*, von dem Letzteren die beiden Arten *vulgaris* und *bacciferum*, bilden die Flora des Sargasso-Meeres. Man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß die Oberfläche desselben aus einer feste zusammenhängenden Tangmasse bestünde. Der oben gebrauchte Ausdruck „Tangwiese“ ist streng genommen nicht völlig bezeichnend. Es sind vielmehr unzählige Bündel von Tang von 2, 3 und mehr Fuß im Durchmesser, die frei auf der Oberfläche des Meeres umherschweben, in dessen doch durch Fäden und Zweige dergestalt verknüpft sind, daß das Ganze untereinander in einem gewissen Zusammenhange bleibt. Ein Berichterstatter der Zeitschrift „Scientific American“, welcher wir diese Angaben entnehmen, hat in einzelnen Fällen Tangmassen beobachtet, die mehrere Acres an Flächenraum einnehmen; er glaubt, daß derartige Bildungen im Innern des Sargasso-Meeres häufiger als an den Rändern desselben vorkommen dürften. Die einzelnen Tangbündel bestehen aus einer einfachen Schicht von *Sargassum bacciferum*. Jedes Bündel hat in der Mitte einen braunen, fadenartigen Stamm, an welchem kurze Stengel angewachsen sind, die runde, mit Luft gefüllte Pflanzenzellen an sich tragen. Viele von diesen Zellen sind abgestorben und mit leuchtenden weißen Molluskenbündeln besetzt. Nach einer gewissen Zeit brechen die Zellen ab; das Meer ist dann weithin mit den schwimmenden weißen Ballen bedeckt. Am Ende der von dem Mittelpunkt des Tangbündels auslaufenden fadenartigen Zweige sitzen die weidenartigen Blätter des *Sargassum*. Anfänglich braun und steif, werden die Blätter an den äußersten Spitzen der Zweige blässer von Farbe, zarter und frischer. Die jungen, frischen Blätter sind in der Regel durch die zierlichen Blüten einer Glockenblume (*Campanularia*) geschnückt. Die allgemeine Färbung der Tangmassen ist olivenbraun in allen denkbaren Schattirungen, jedoch überwiegt die helle Gold-Ölivenfarbe der jungen sprossenden Zweige. Dieser Farbenton ist wiederum durchbrochen von der zarten Färbung der Seeneffel (*Fucus*), von dem schwimmernden Weiß der angelebten Molluskenballen und dem leuchtenden Bau des zwischen den Spalten des Netzes sichbaren Meerwassers. Die Gesamtoberfläche des Sargasso-Meeres gewährt dem Beschauer einen prächtigen Anblick. Eine überaus charakteristische Thierwelt bevölkert die ungeheuren Flächen. Als der merkwürdigste Bewohner darf ein sonderbar gestalteter Fisch, der *Antennarius marmoratus*, angesehen werden. Unser Berichterstatter hat denselben zu wiederholten Malen an den äußeren Rändern des Sargasso-Meeres beobachtet und ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieses seltsame Thier zu denjenigen Geschöpfen gehört, die sich von der Umgebung, innerhalb deren sie leben, kaum unterscheiden und in Folge dessen vor den Nachstellungen anderer Geschöpfe geschützt sind. Der *Antennarius marmoratus* hat nämlich dieselben Abfärbungen der Olivenfarbe an seinem Körper aufzuweisen, welche, wie vorerwähnt, an den schwimmenden Tangmassen hervortreten. Kopf und Flossen sind mit so phantastischen Fleckchen und Auswüchsen versehen, daß ein nicht ganz scharfer Beobachter den Fisch für ein Seegrassbündel ansehen kann. Um die Täuschung vollständig zu machen, fehlen am Körper des Thieres auch die weißen Flecken nicht, welche durch den angelebten Ballen weißer Mollusken den Tanggewächsen anhaften. Es bedarf mit einem Worte einer ganz genauen Prüfung, um Thier und Pflanze unterscheiden zu können. Der *Antennarius* baut sich eine Art von kugelförmigem Neste in die schwimmenden Tangbündel. Dasselbe wird durch eine klebrige Flüssigkeit, welche der Fisch ausschüttet, zusammengehalten. Zwischen die Zweige des Nestes setzt das Thier seinen Laich ab. Unter den anderen merkwürdigen Bewohnern des Seetang-Meeres sind hervorzuheben: *Scilæa pelagica*, eine muschellose Molluske, und *Nautilograpsus minutus*, eine kurzschwänzige Krabbe, die auf den Seetangbündeln umherschwärmt und ebenso, wie der oben erwähnte seltsame Fisch, in der Farbe mit den Gegenständen ihrer Umgebung übereinstimmt. Das Sargasso-Meer ist seit Jahrhunderten das Feld zahlreicher Forschungen gewesen. Seine Tangbänke sollen zwar schon vor Columbus entdeckt sein — wenigstens hat man Grund zur Vermuthung, daß Pedro de Velasco, welcher 40 Jahre vor Columbus von den Azoren aus Entdeckungsfahrten nach Norden und Westen unternommen hat, auch zu jenen Bänken gelangt ist —, indessen verbannt wir die genauere Kenntniß ihrer Lage und Beschaffenheit doch erst den Nachrichten des Columbus und seiner Nachfolger. Es bleibt eine bemerkenswerthe Thatsache, daß die Lage und die Grenzen der Seetangbänke, wie Columbus dieselben angegeben

hat, noch heute, nach beinahe 400 Jahren, mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Den Forschungen der neueren Zeit durch Humboldt, Chamisso und Lichtenstein ist es vorbehalten geblieben, die Eigenthümlichkeiten des „Mare di Sargasso“ wie die Spanier und Portugiesen es benannt haben, in weiterem Umfange aufzuklären. Die neuesten Untersuchungen, auf welche die obigen Mittheilungen sich gründen, haben die Naturforscher der „Challenger Expedition“ angestellt.

* **Der wahre Erfinder der Dampfschiffahrt.** Da es nun einmal üblich ist, die Namen Derer zu verewigen, welche Urheber wichtiger Erfindungen sind, so ist es auch eine Sache der Gerechtigkeit, das wahre Urheberrecht festzustellen. Darum ist auch zu bemerken, daß nicht — wie man gewöhnlich sagt — dem Amerikaner Fulton, sondern dem Franzosen Jouffroy die Priorität in der wirklichen Benützung der Dampfkraft in der Schiffahrt zukommt. Wir entnehmen darüber der „Revue industrielle“ nach den Berichten der Pariser Akademie der Wissenschaften die folgenden Mittheilungen: Es war um's Jahr 1775, als zu Baume-les-Dames auf der Doubs (Nebenfluß der Saône), ohne andere Beihilfe, als der eines Kupferschmiedes des Dorfes, Claude de Jouffroy den Bau eines ersten Dampfbootes unternahm. Dasselbe war 6 Fuß (ca. 2 Meter) breit. An jeder Seite war, etwas nach vorn geneigt, eine Stange von 8 Fuß (2,6 Meter) Länge angebracht, die mit einer in geneigter Weise gelagerten Kurbelachse verbunden und an den unteren Enden mit Rahmen versehen waren, in denen sich jaloussiartig eingefügte Schaufeln befanden, welche 1½ Fuß (ca. 0,5 Meter) ins Wasser eintauchten. In der Mitte des Bootes war als einfach wirkende Dampfmaschine eine alte Feuerspritze aufgestellt, deren Zylinder 6 Zoll (0,163 Meter) Durchmesser hatte; der Kolben war mit den Ruderstangen einfach durch eine über ein Erlebrad hinweggelegte Kette verbunden. Sobald der Dampf den Kolben emporhob, wurden die Stangen vorwärts, d. h. gegen ihren Ausgangspunkt, durch Gegengewichte bewegt, und während dieser Bewegung öffneten sich die jaloussiartigen Ruder von selbst, um das Wasser mit möglichst geringem Widerstand zu durchschneiden. Sobald aber hierauf durch Einspritzen von kaltem Wasser in den Zylinder der Dampf kondensirt wurde und durch das so gebildete Vakuum der Atmosphärendruck auf den Kolben zur Geltung kam, so daß derselbe niederwärts geschoben wurde, zog derselbe die Ruder mit großer Geschwindigkeit zurück gegen die Mitte des Bootes, wobei die Jaloussi-schaufeln sich schlossen und somit die Rahmen mit ihrer starren Fläche einen Widerstand boten, durch welchen das Boot eine Strecke vorwärts getrieben wurde. Ungachtet dieses ersten Erfolges wurde der Erfinder verspottet und ausgelacht, und der adeliche Mechaniker aus la Franche-Comté wurde nicht anders als Jouffroy-la-Pompe genannt. Indessen ließ derselbe sich dadurch nicht entmutigen, sondern suchte seine Erfindung zu verbessern. Nicht zufrieden damit, seinen Ruderapparat zu vervollkommen, erkannte er auch noch eine neue Art von Maschinerie und ließ um's Jahr 1780 ein großes Fahrzeug bauen, womit er die Saône hinauffuhr. Dieses Boot war 140 Fuß (45,5 Meter) lang und 14 Fuß (4,6 Meter) breit; es war mit 3000 Zentnern beladen und die Maschine trieb die Ruderstangen mit 24 bis 27 Touren in der Minute. Die absolute Fahrgewindigkeit des Bootes betrug pro Sekunde 9 Fuß (ca. 3 Meter), was etwas über 2 Meilen (20 Kilometer) stündlich beträgt. Dieser Erfolg erregte Aufsehen. Jouffroy machte mit seinem Dampfboot eine Reihe von Fahrten auf der Saône zwischen Lyon und der Insel Barbe vor den Augen vieler Zuschauer. Die Lyoner Akademie setzte eine Kommission ein, welche den Versuch heimobnte, und ließ ein Protokoll darüber aufnehmen, wobei die Sache in sehr günstigem Lichte erschien. Bezüglich der Dampfschiffahrt stehen also zwei Thatsachen fest: die von glücklichem Erfolge gekrönten Versuche Jouffroy's auf der Saône um's Jahr 1783 und der erste regelmäßige Dienst von Fulton's Dampfboot auf dem Hudson um's Jahr 1807. Es fragt sich nun, soll man Jouffroy oder Fulton als den Erfinder der Dampfschiffahrt bezeichnen? Es scheint jedoch in dieser Hinsicht jeder Zweifel beiseite zu sein. Fulton selbst erhebt keinen Anspruch auf die Priorität der Erfindung, sondern erkennt das Vorrecht Jouffroy's in einer im Jahre 1802 über die Versuche von Deblanc geführten Polemik an. In der wörtlichen Uebersetzung lautet die betreffende Stelle dieses Schriftstückes: „Ich werde keine Konkurrenz in Europa machen, denn ich werde meine Schiffahrt nicht auf den Bächen Frankreichs, sondern nur auf den großen Strömen meines Vaterlandes ausführen. Soll es sich um die Erfindung handeln? Weder Deblanc noch ich haben den Pyroscaphe erfunden. Der Ruhm gebührt einem Anderen, und zwar Demjenigen, welcher der Urheber der Versuche zu Lyon ist, welche 1783 auf der Saône angestellt wurden.“ Dieses Zeugniß dürfte wohl genügend die Priorität der Erfindung des Marquis Claude de Jouffroy feststellen.

* **Die Gesamtbevölkerung der Erde** beträgt gegenwärtig 1,455,000,000 Menschen. Die jährliche Zunahme beläuft sich auf etwa 16 Millionen Seelen, und die Gesamtziffer hat sich seit Untergang des römischen Reiches etwa um die Hälfte vermehrt. Wären sämmtliche bewohnbare Länder der Erde so dicht mit menschlichen Niederlassungen besetzt, wie England und Belgien, Indien und China, so würden etwa 10 Milliarden Menschen auf der Erde Platz gefunden haben, eine Zahl, welche das Menschengeschlecht vielleicht nach langen Jahrhunderten erreicht haben wird. Dieser Statistik gemäß stehen wir in der Gegenwart immer noch am Anfange einer langen Entwicklungsreihe — und da spricht man beständig vom Weltuntergange.